Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 36 (1994)

Artikel: Bemühungen um Geschichte

Autor: Metz, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972081

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bemühungen um Geschichte

von Peter Metz

Geschichte, sagt Thornton Wilder in seinem grossartigen Werk «Der achte Schöpfungstag», sei ein riesiger Bildteppich, kein Auge könne es wagen, auch nur eine Handbreit davon zu umfassen; das Unterfangen jedoch, dies doch zu tun, stelle den Versuch des Historikers dar, mit seiner plumpen Schere ein paar Gestalten und einen kurzen Zeitraum aus diesem riesigen Bildteppich herauszuschneiden. Auch mit dem Meer ist die Geschichte verglichen worden, in das alles Geschehen, vergleichbar den Gewässern, in seinem pausenlosen Ablauf einmündet und dort dem Auge des Betrachters sich fast konturlos darbietet, unendlich in seiner Grösse und Weite und fast unergründlich in seiner Tiefe. Jedenfalls aber ist jedem Geschichtsbeflissenen die schiere Unermesslichkeit der geschichtlichen Vorgänge bewusst, wenn er sich anschickt, das aufzuzeichnen, was an Vergangenheit sich in den Wogen des Meeres verbirgt.

Eine Ahnung hievon beschlich jeden von uns schon in seiner Kindheit, wenn wir, allein im wilden Rudel der Knabenschar oder brav in der Begleitung unserer Väter, die Burgenwelt besichtigten, die sich uns rings um Chur und in dessen näheren Umgebung darbot, halb verfallene Gemäuer, die noch immer als Zeugen der Vergangenheit uns erschrecken liessen, und mit nicht geringem Angstschauer im Rükken durften wir uns von unseren Vätern die gewalttätigen Machenschaften der verruchten Vögte und ihrer Burgknechte erzählen lassen. Das war unsere erste Begegnung mit der Vergangenheit, und sie blieb uns lebenslang in der Erinnerung, so dass wir die Gruselerzählungen unsern Kindern und Enkeln weitergeben konnten, die sie auf dem Heimweg nach einem Burggekraxel die gleichen Angstschauer durchstehen liessen.

Auch unseren Schuljahren blieb das geschichtliche Erleben nicht fremd, wobei freilich die erzählerische Begabung der Lehrer eine entscheidende Rolle für unsere Teilnahme «am Stoff» bildete. Wie schön und eindrücklich aber wusste Martin Schmid aus seiner eigenen Kantonsschulzeit vom Geschichtsunterricht zu berichten, den er damals, zu Beginn unseres Jahrhunderts, von seinem Lehrer Giacum Chasper Muoth empfing und dessen beglückende Erlebniskraft ihn lebenslang erfüllte. Hören wir ihn, der selbst ein begnadeter Könner war, über seinen einstigen Lehrer und dessen Geschichtsunterricht erzählen:

Als unsere Klasse den Geschichtsunterricht bei Muoth besuchte, hatte eine schleichende Krankheit die hohe, breitschultrige Gestalt dieses seltenen Lehrers bereits gezeichnet und verwüstet. Es kam vor, dass er an kalten Tagen auch im Zimmer seinen dunkelgrauen Lodenmantel nicht mehr auszog und die etwas abgetragene «Melone» – die damals bei den Professoren noch bevorzugt war – nur leicht über die freie, stolze Stirn zurückschob. Muoth setzte sich; die schwer keuchende Gestalt neigte sich vornüber; die schlanke, feine Hand (gar keine Bauernhand!) griff ans Herz, und der Arme stöhnte und ächzte, bis die Unruhe der wartenden Klasse zu sehr stieg. Eine Bubenschar kennt kein Erbarmen. Erhob er sich endlich, den Spazierstock in der Hand, so begann der Vortrag (in alter Geschichte) erst stockend und

mühsam, bis die Fülle und Schönheit des Stoffes und wachsende Gestaltungs- und Erzählerfreude den Müden erwärmte und begeisterte. Dann wuchsen die Gestalten, etwa der persischen Geschichte, ins Grosse, breitete sich die satte, farbige Kultur des Orients wie ein Prunkteppich rauschend aus, brannten Opferschalen, schritten Priester in weissen Gewändern, erschollen Gesänge, oder es wurde mit der Weichlichkeit und katzenleisen Falschheit eines dekadenten Hofes gründlich abgerechnet. Nicht leicht vergessen werden seine Schüler die Stunde, wo Muoth den Zug Alexanders des Grossen schilderte und mit innerer Anteilnahme das jähe Ende des unersättlichen Helden im nächtlichen Wüstenzelt in rauschender Becherrunde erzählte. Keine Leitfadengeschichte, auch keine Tafelskizzen und andere Krücken für das kleine Gedächtnis; epische Gestaltung, farbige Erzählung, das war seine Sache! Manche seiner Weisheiten und Erfahrungsgrundsätze, bald ironisch-witzig, bald humorvoll lachend, bald ernst eingestreut, waren noch zu hoch und fern für uns Unreife und blieben unbeachtet liegen, bis das spätere Leben sie aus dem dunklen Erdreich leiser Erinnerung wachsen und an der eigenen Erfahrung reifen und zu Erkenntnissen werden liess.

So Martin Schmid über seinen begnadeten Kantonsschullehrer, der freilich seinesgleichen nicht hatte, denn Muoth war ein Künstler, und Künstler pflegen einsame Menschen zu sein. Unsern eigenen Kantonsschuljahren wurden andere Erlebnisfreuden zuteil, wie sie Muoth seinen Seminaristen nicht verschaffen konnte, die Begegnung mit den grossen griechischen und römischen Historikern, deren Werke kursorisch Gegenstand unseres Unterrichtes in den alten Sprachen bildeten. Da standen wir denn mitten drin im «Stoff», liessen uns verblüffen von der Welt, die sich uns aus den Werken der alten Meister auftat, und staunen über die Kraft der Darstellung, die uns beeindruckte, Herodot, Xenophon, Thukydides, Plinius und wie sie alle hiessen. Da war nichts Steifes, Gestelztes, Abstraktes, was auf uns einsprach, sondern wir liessen uns von der Fähigkeit dieser Historiker beeindrucken, das, was sie zu schildern sich vornahmen, plastisch und eindrucksvoll zu erzählen, und ihre Werke, blutvoll und ohne jeden Manierismus, sprachen zu uns zweitausend Jahre nach ihrem Entstehen mit ungebrochener Kraft.

Doch auch in andern Fächern blieb «Geschichte» Gegenstand unserer Erlebniswelt. Welche Fülle von geschichtlichen Vorgängen strömte aus den grossen Dramen Shakespears auf uns ein, der in ihnen ja bestimmte geschichtliche Ereignisse zur Darstellung der gewaltigen menschlichen Wirrnisse benützte, die seine Akteure heimsuchten. Und dann Schiller mit seinen unvergänglichen dichterischen Werken, wie vermochte er uns zu fesseln, samt und sonders «geschichtliche Werke», deren Lektüre uns viel mehr bot, als irgend eine trokkene wissenschaftliche Darstellung. Wer Geschichte liebt, der lese sie am besten in der Gestalt grosser dichterischer Werke. Tolstoi, Fontane, Riccarda Huch, Thomas Mann, um nur sie zu nennen, bieten kraft ihrer schöpferischen Intuition und darstellerischen Fähigkeit mehr Geschichte, als es dickbäuchige wissenschaftliche Wälzer je zu tun vermögen.

Wie jedoch kein Schriftsteller und Künstler ohne seine Intuition und seine Gabe der Komposition auszukommen vermag, so bleibt auch der Historiker auf sie angewiesen. Was immer er zu schildern sich vornimmt, eine Epoche der Vergangenheit, eine Persönlichkeit oder eine soziologische Entwicklung, begegnet ihm eine gewaltige Fülle von Fakten. Unter ihnen muss er auswählen, muss ordnen, muss verbinden und komponieren, bis vor seinem geistigen Auge jene Darstellung Gestalt annimmt, die Voraussetzung bildet, dass der Leser von ihr erfasst wird und an ihr Gefallen findet. In diesem Sinne war vor allem Schiller ein genialer Historiker, auch wenn er uns eigentlich fast nur als begnadeter Dichter nahe geblieben ist (und leider vielen flüchtigen Gegenwartsmenschen nicht einmal als solcher). Doch in den wenigen Jahren seiner akademischen Betätigung als Geschichtsprofessor an der Universität zu Jena verfasste Schiller historische Werke von hohem Rang. Sein Hauptwerk, die «Ge-

schichte des Dreissigjährigen Kriegs», bildete einen grossartigen Wurf, auch wenn er sein Werk nur im «Historischen Kalender für Damen» in Fortsetzungen veröffentlichen konnte, und er sich von Jahr zu Jahr unter höchstem Zeitdruck diese Fortsetzungen abringen musste. Doch sein Werk, sogar wenn es nur auf geringem Urkundenmaterial beruhen konnte, da die Archive zu seiner Zeit noch nicht erschlossen waren, brachte die verworrenen, in sich verzahnten Fakten dieses unseligen Krieges, in dem sich politischer Machthunger mit konfessioneller Leidenschaft, persönliche Rankünen mit grenzenloser Hingabe an die Heimat, Gloriole mit Charakterlosigkeit der Akteure vermischten, zu einer Darstellung, die den Leser heute noch unweigerlich packt. Kein Werk der Gegenwart vermag das Schillersche Opus, das vor 200 Jahren geschrieben wurde, an Leuchtkraft, Plastik und Klarheit zu übertreffen. Und dann sein Stil, der diesem Werk zum überzeitlichen Rang verhilft! Darüber Golo Mann in seinem blendenden Aufsatz über «Schiller als Geschichtsschreiber»: «Den Dingen einen Stil geben, Spannung, Drama bieten, anders konnte er es nicht. Er wusste, dass Erzählen selbst dessen, was sich wirklich begeben, immer auch Deutung ist, weil es so, wie es wirklich gewesen, in seiner formlosen Unendlichkeit, sich ja doch nicht ergreifen lässt; dass, wer etwas erzählen will, es schön erzählen muss.»

So war es mit uns in jenen fernen Jahren der Mittelschule, die uns die Grundlage für unsere kommende Entwicklung bieten sollte, bestellt; die Grossen liessen in uns eine Ahnung dessen aufkommen, was «Geschichte» für unser Leben bedeuten kann. Und wenn ich dem schönen Aufsatz von Emil Steiger «Der Zeitgeist und die Geschichte» auch erst viel später begegnet bin, so liess ich mich früh von der nämlichen Hingabe an das Einst erfüllen, die der grosse Germanist im schönen Satz zum Ausdruck brachte, «Wer um die Geschichte weiss, wer sich in reicher Überlieferung auskennt, ist rings von Gestalten und Formen umgeben, zu denen sich zu entschliessen, von denen abzurücken ihm offen steht. Er hat die unschätzbare Freiheit, aufzubrechen in vollem Wissen um die Beschaffenheit seines Ziels, nicht blind wie jene, die so tun, als hätte die Welt erst mit ihnen begonnen».

*

Unsere Vergangenheit sei gerade so lebendig wie wir sie machen, hat ein Moderner gesagt. Das hat mich früh das eifrige Lesen und Studieren der mir zugänglichen Werke der Historiographie gelehrt. Indessen wollte ich mich eigentlich nicht hauptberuflich als Historiker betätigen. Vielmehr wandte ich mich bei Aufnahme meiner akademischen Studien der Jurisprudenz zu. Sie schien mir in erster Linie das Medium zu bilden, in welchem ein praktisch Tätiger der Gegenwart zu dienen vermag. Doch allsogleich umgab mich selbst in diesem doch durchaus nicht auf Vergangenheit ausgerichteten Studienfach die Geschichte. Es waren die rechtshistorischen Vorlesungen, römisches Recht, germanische Rechtsgeschichte usw., welche mein Interesse am historischen Fach wachhielten. Das vorweg taten die für die Rechtsgeschichte zuständigen Dozenten. In Zürich war es Prof. Paul Mutzner, der über Rechtsgeschichte las, fast typischerweise ein aus Maienfeld stammender Bündner, und in Bern tat es ihm Prof. Peter Tuor gleich, ein Oberländer. Bald sollte sich diesen beiden Könnern der Heinzenberger Peter Liver anschliessen, der sich rasch als der bedeutendste Vertreter der rechtshistorischen Disziplin in der Schweiz etablierte. Ihre Nachfolger fanden diese drei Grossen in den heute wirkenden Rechtshistorikern Hans Herold und Claudio Soliva. Man darf damit sagen, dass die Rechtsgeschichte gewissermassen ein Reservat der Bündner darstellte, in dem es ihnen kaum ein anderer Stand gleich tat.

Erst später, im Laufe meines Studiums, stiess ich dann auf die weitern Bündner Juristen, die neben ihrer juristischen Tätigkeit als hervorragende Historiker Geltung und Namen besassen, Peter Conradin von Planta und Carl Hilty. Beiden war gemeinsam, dass sie aus ihrer historischen Sicht heraus unentwegte Reformer an den staatsrechtlichen Strukturen ihrer Gegenwart waren. Gestützt auf ihr histo-

risches Wissen setzten sie ihrer Zeit immer wieder Impulse zur Weiterentwicklung des positiven Rechts, und zwar in den Formen, welche sie aus der Kenntnis der Vergangenheit als notwendig oder wünschbar für die Zukunft erachteten. Denn Geschichte ist die Wissenschaft der Veränderung, und sie dient damit auch der künftigen Evolution.

An der Zürcher Universität dozierten damals aber auch typische Historiker von Gewicht, Ernst Gagliardi, Karl Meyer, Hans K. Nabholz, um nur sie zu nennen, zu denen auch noch der damals junge Leonhard v. Muralt stiess. Ich konnte es mir nicht versagen, auch ihre Kollegien zu besuchen und lernte erneut, die Geschichte in ihrer fast grenzenlosen Vielfalt zu erkennen und ihr Spiegelbild in mich aufzunehmen. Einzelnen dieser bedeutenden Historikern, vor allem Gagliardi, gelang es immer wieder, aus dem Reichtum der Vergangenheit Parallelen zu unserer Zeit zu ziehen und dadurch das Einst zu einem farbenmalenden Spiegel unserer Gegenwart zu gestalten.

*

Sollte ich an dieser Stelle den Versuch wagen, mein geschichtliches Interesse auch mit meinem Herkommen in Zusammenhang zu bringen? Dabei aber darf ich sogleich sagen, dass mich die Genealogie meines Geschlechtes nie besonders interessierte. In meinen Jugendjahren bemühte sich mein Vater recht intensiv, einen Stammbaum für unsere Familie zu erarbeiten, und alle unsere Verwandten bildeten Opfer seiner Erhebungen. Viel herausgekommen ist dabei nicht, und zwar deshalb nicht, weil alle Kirchenbücher aus den früheren Jahrhunderten im Prättigau, dem Tal unseres Herkommens, durch die Dorfbrände des 17. Jahrhunderts vernichtet worden sind. Auch Pfr. Truog in seinem wertvollen Heimatbuch «Jenaz» muss sich deshalb mit der Angabe begnügen, die Metz seien «von altersher» zu Jenaz heimisch. Weiter nichts. G.C. Muoth seinerseits, einst der wohl beste Kenner des Mittelalters, weist hingegen nach, dass das aus dem Vintschgau stammende Geschlecht der Matsch, dessen Angehörige bekanntermassen als Lehensherren der Tiroler Landesfürsten auch im Unterengadin, im Münstertal und namentlich im Prättigau wirkten, ihre familiären Spuren hier setzten. Nur wurden die Matsch hier, d.h. im Prättigau, anders bezeichnet, nämlich als «Mätsch oder Metsch, auch Mez und Mezz» (so in seinem noch heute lesenswerten Aufsatz «Der Vogt Gaudenz von Matsch»). Es verwundert denn auch nicht, dass selbst das alte amtliche Familienregister des Zivilstandsamtes Jenaz heute noch unsere Familie mit dem Namen «Mäz» führt. «Metz» bildet mithin eine gänzlich moderne Schreibweise des 19. Jahrhunderts. Unsere Familie ist also mitnichten der Urbevölkerung des rätischen Raumes, noch etwa den Walsern zuzurechnen, sondern wohl irgendwie mit den einstigen Matsch in Verbindung zu bringen, und der ehrwürdige Historiker Muoth versäumte denn auch nicht, meinem Vater, als er in der Gestalt eines jungen Kantonsschülerleins bei ihm den Unterricht genoss, dies hinter die Ohren zu schreiben.

Doch, wie gesagt, im Grunde interessierte mich dieses Herkommen der Metz oder Mäz, Mätsch oder Matsch recht wenig, denn ob Grafenabkömmling, oder Grafenbastard, als Söldnernachkomme eines der Matschschen Raubzüge, die vom Vintschgau her unsere Täler heimsuchten, oder was immer, das bedeutet mir kaum etwas.

Hingegen weckte schon früh das Volk Bündens selbst mein Interesse. Dass wir etwas Eigenartiges sind, uns von den Unterländern stark unterscheiden, aber eigentlich auch wenig mit den Bewohnern anderer Gebirgskantone gemein haben, brauche ich nicht zu erwähnen und zu begründen. Irgendwie fielen die Bündner, als sie mit der Schaffung des Bundesstaates anno 1848 in die politische Gemeinschaft mit den übrigen Eidgenossen eintraten, durch ihr Sondergepräge auf. Und dies hielt sich so während langer Zeit – eigentlich in etwas abgeschliffener Form bis heute. Zum Teil mag dies auf die Sonderinteressen, die Bünden immer zu verfechten hatte, etwa im Verkehrswesen oder in der Wasserwirtschaftspolitik, zurückzuführen gewesen sein. Doch auch der

unpolitische Typus des Bündners fiel immer etwas aus dem Rahmen. Aber worin besteht denn dieser Typus?

*

Nachdem ich im Jahre 1989 den ersten Band meiner «Geschichte des Kantons Graubünden» herausgab, erfuhr dieser von seiten eines besonders engagierten Kritikers eine negative Beurteilung, nämlich mit dem Vorhalt, ich hätte nicht eine (im wesentlichen politisch und wirtschaftsdogmatisch gefärbte) Kantonalgeschichte erarbeiten sollen, sondern eine «Geschichte des Bündners». Damit jedoch bekundete dieser Kritiker im Grunde nichts anderes als sein mangelndes Verständnis für die Voraussetzungen, um eine den ganzen Kanton beschlagende Geschichte zu schreiben. Denn den Typus «Bündner» als soziologisches Wesen gibt es vor dem 19. Jahrhundert überhaupt nicht. Hierin gerade liegt der massgebende Unterschied zu den meisten andern Ständen. Als Typus gibt es den Baselstädter, den Landschäftler, den Appenzeller, den Thurgauer und den Zürcher, um nur sie zu nennen. Doch einen Bündner als Typus finden wir vor dem 19. Jahrhundert nirgends, und zwar deshalb nicht, weil der Einwohner des Landes der 150 Täler nie von einem gemeinsamen bündnerischen Leben geprägt wurde, sondern von seiner Region. Seine Region bildete für ihn während Jahrhunderten den sozusagen einzigen Lebensgrund, sie formte sein Wesen und bestimmte sein soziales Verhalten. So können wir wohl beim Unterengadiner für ihn typische Eigenschaften erkennen, in denen er sich aber sehr stark vom Oberengadiner unterscheidet. Und wie sehr unterscheidet er sich in allen seinen sozialen Belangen vom katholischen Oberländer oder vom Puschlaver, vom Oberhalbsteiner, vom Herrschäftler! Eine «Geschichte des Bündners» für die Zeit vor dem 19. Jahrhundert müsste ein sozusagen uferloses Unterfangen bilden und würde überdies kaum etwas eintragen.

Wenn ich vorstehend diesen staatspolitisch wichtigen Gegebenheiten etwas eingehendere Betrachtungen widmete, so einzig deshalb, weil sie für mich in den späteren Jahren den Hauptgrund dafür bildeten, mich an die Gestaltung einer neuen Geschichte des Kantons heranzumachen. Ich vertiefte mich in die Vergangenheit, deren eratische Blöcke noch heute in der rätischen Landschaft deutlich sichtbar sind, und schon in meiner Tätigkeit als Regierungssekretär, 1940 – 1945, erfuhr ich immer wieder, wie wenig eigentlich der Auswärtige um die politische Seele des Bündners weiss. Er kennt dessen Ichbezogenheit, dessen Konservativität, seine Ängste, das Hergebrachte für Neues opfern zu müssen, ohne dieses Neue genügend zu kennen. Es reizte mich, für uns selbst und für unsere schweizerischen Mitbürger aus der Sicht der Vergangenheit ein Gegenwartsbild des modernen Bünden zu zeichnen, mit dem sie etwas anzufangen vermögen.

Zu diesem Zweck aber musste ich eine allgemeine Geschichte verfassen. Mein Vorhaben, wie ich es zu Beginn meiner historischen Bemühungen verfolgte, nämlich eine Rechts- und Staatsgeschichte Bündens zu verfassen, genügte nicht mehr. Denn es sind die konkreten Fragen, welche allein hineinführen in die Wesensmerkmale des Landes. Bünden ist das Land, in welchem die Politik zu aller Zeit von der Kunst des Möglichen beherrscht war. Wie schwer fiel es und welche Widerstände waren zu überwinden, um selbst unausweichliche politische und volkswirtschaftliche Entwicklungen in die Wege zu leiten und entsprechende Institutionen zu schaffen! Nie ist Bünden, das über viele Jahrzehnte hinweg als typischer Landwirtschaftskanton galt, dazu gelangt, eine auch nur halbwegs taugliche Landwirtschaftspolitik zu betreiben, alles blieb Stückwerk. Erst die hochherzige Schenkung eines Adligen verschaffte den Behörden wenigstens die Möglichkeit der Schaffung der landwirtschaftlichen Schule «Plantahof». Derartige private Schenkungen und Vergabungen waren es weiter, die dem Land zur Verwirklichung der während Jahrzehnten umhergewälzten Pläne für eine Irrenanstalt verhalfen, dann eines Frauenspitals, weiter der Lungenheilstätte Arosa, des Kantonsspitals und mancher weiterer Institute!

Und wie viele kantonale Institutionen, die wir niemals mehr vermissen möchten, entstanden einzig und allein auf Grund unermüdlicher Bestrebungen von Persönlichkeiten, die den Kampf gegen die bündnerische Lethargie, den Kleinmut und gegen die Ängste um die Finanzen zu führen wagten! Die bündnerische Kantonsschule hätte niemals entstehen können, wenn nicht einzelne Unentwegte, allen voran Pfr. Peter O. Saluz an der Spitze, den Kampf für die Idee einer dem Wohl der bündnerischen Jugend gewidmeten Lehranstalt aufgenommen und in verzehrendem Bemühen um die Verwirklichung ihres Vorhabens ihre Lebenskräfte verausgabten. Die ach so wichtigen Kommerzialstrassen, die dem Kanton sein einigermassen gedeihliches Bestehen gegen alle seine Fährnisse ermöglichten, verdankten ihr Entstehen fast einzig dem Churer Peter Conradin v. Tscharner, der seine Weitsicht und seine Verbindungen zum Sardinischen Hof dazu benützte, um die bündnerischen Behörden für die grosse Tat zu gewinnen. Der innerbündnerische Bahnbau mit der Verwirklichung der ersten Strecke Landquart – Davos aber wäre nie ohne die überlegene Diplomatik des Ausländers Willem Jan Holsboer möglich geworden. Soll ich weiterfahren mit der Kantonalbank oder der Brandversicherungsanstalt, deren Verwirklichung nicht weniger als ein volles Jahrhundert in Anspruch nahm?

Ich wiederhole: alle diese Entfaltungen des Landes auf vielen Gebieten haben mich schon in den Anfängen meines Wirkens im Beruf als Anwalt immer wieder brennend interessiert. Wir können das Heute nicht verstehen, ohne uns für das Vergangene zu interessieren. Das Vergangene aber lehrt uns, dass nichts Grosses, Wichtiges und Segensvolles erreicht werden konnte ohne den oft verzehrenden Einsatz von Pionieren, die den Kampf gegen die immer wachen Anwandlungen der Volksseele aufnahmen: gegen die Ängste vor einem finanziellen Abenteuer, gegen regionale Vorbehalte, konfessionelle Rankünen. Wo immer bei einer grossen Idee, um deren Verwirklichung es ging, dieser Einsatz fehlte, bestand die Gefahr des Scheiterns. So gereicht es dem bündnerischen Volk nach meinem Dafürhalten zur Schande, dass die Verwirklichung des bedeutenden Vorhabens der Schaffung eines Rätischen Institutes für Forschung scheiterte, und zwar vorwiegend deshalb scheiterte, weil aus den Kreisen der Intellektuellen, nicht zuletzt jenen der Mittelschullehrer unserer Kantonsschule, eine geistige Trägerschaft für das Vorhaben bei der Abstimmung nicht gefunden werden konnte. Der unvergessliche, weitsichtige Andrea Schorta fand aus diesen Kreisen keine Mitstreiter. Das Beispiel belegt treffend die politische Bedeutung des Einsatzes oder eben des fehlenden Einsatzes von Persönlichkeiten für eine Idee oder sich stellende Aufgaben.

*

Wenn unsere Freunde auf der Linken, die der Historie obliegen, nichts davon wissen wollen, wenn sie ignorieren, dass es in erster Linie die Initiative und der Einsatz von Personen sind, die in den meisten Bereichen für «Entwicklungen» sorgen und wenn diese Anhänger der «Schule der Soziologen» die Hauptkräfte der Entfaltung eines Landes in den Volksschichten selbst zu erkennen glauben, so ist das ihre Sache. Ich halte dies für falsch oder doch nur für bedingt richtig: beides muss vorhanden sein, die innere Bereitschaft und Reife des Volkes, unausweichliche Erneuerungen im staatlichen Gefüge trotz eintretenden Belastungen hinzunehmen, und andererseits müssen Persönlichkeiten als Träger des Geschehens vorhanden sein und sich für das Neue, für den Wandel, in die Schanze schlagen.

Ich empfand es als reizvoll, dem Wechselspiel dieser Kräfte nachzuforschen und ihm eine moderne Darstellung zu widmen. Und zwar dies umso mehr, als die bündnerische Öffentlichkeit im allgemeinen mit den Personen, die dem Land grosse Leistungen erbringen, nicht in angemessener Weise verfährt. Der Dank der Republik an Personen für ihr segensvolles öffentliches Wirken pflegt üblicherweise in Rätien ein geringer zu sein. Johann Gaudenz v. Salis-Seewis, der Heimatdichter und Patriot, häufte geringen Dank für sein verzehrendes Bemühen um seine Heimat, dafür aber viele

Schmähungen auf sein Haupt, ehe er sich von der Welt verabschiedete, und auch der Patriot und einstige Staatsmann Johann Baptista v. Tscharner versank in seiner zweiten Lebenshälfte in die völlige Isoliertheit, kaum noch beachtet von Volk und Behörden. Ingenieur Richard La Nicca, der grossartige Könner, der im Verbauungswesen Ewig-Gültiges leistete und zum Retter des Domleschg wurde, erfuhr im Kanton keine Ehrung, sein Denkmal steht in Nidau, und der Könner Johann Coaz, der Begründer einer fortschrittlichen Waldpflege, verzog sich von Bünden, da ihm hierzulande für sein Wirken nichts als Prügel in den Weg gelegt wurden. Um das Landeswohl verdiente Gestalten, die wirklich etwas aufs Podest gehoben wurden, lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen. Es ist so, als lege man hierzulande aus reiner Angst, sich dem Vorwurf einer Vergötterung auszusetzen, besonderen Bedacht darauf, jede Lobesäusserung über das Wirken eines Abgeschiedenen oder gar eines Lebenden zu vermeiden.

Solches ist jedoch falsch. Zur Kulturwahrung zählt nicht zuletzt das Bestreben, den Sinn für erbrachte Leistungen von Persönlichkeiten zu wecken und wach zu halten. Denn wie können die Entwicklung und Entfaltung eines Volkes richtig gewürdigt werden, wenn die menschlichen Leistungen, die wesentlich zur Entwicklung beitrugen, keine kritische Beurteilung erfahren! Mag die Vergangenheit auch in ihrem unentwegten Fluss über das Wirken einzelner Persönlichkeiten längst hinweggeschritten sein und die Einzelleistungen dieser Gestalten von einst mit einem dichten Schleier des Vergessens bedeckt haben, so besteht die Aufgabe der Geschichtsschreibung gerade darin, diesen Schleier zu heben und all das, was sich hinter ihm verbirgt, der Vergessenheit zu entreissen. Mit einer falschen Heroisierung hat solches gar nichts zu tun. Für den Historiker, aber auch für seine Leser, steigen dann aus dem Dunkel Gestalten und Fakten wieder auf, die zu erfassen für ihn reizvoll und belehrend ist.

Die Soziologenschule, repräsentiert durch die sog. «Annalisten», sieht freilich mit scheelen Augen auf diese Art und Methode der historischen Darstellung. Sie glaubt, die Entwicklung eines Volkes oder einer Kultur lediglich als Ergebnis einer anonymen Entfaltung, einer allmählichen Änderung der Lebensbedingungen oder der geistigen Strukturen erklären zu können, wobei den Trägern dieser Entwicklung nur eine untergeordnete Rolle zuzumessen sei, als seien sie lediglich von ihrer Zeit zu bestimmten Funktionen innerhalb des Gleitens des Stromes der Entwicklung zu ihren Leistungen auserwählt worden. Diese Auffassung ist alt, schon Hegel verfocht sie, und in manchen Fällen ist sie auch durchaus zu bejahen. Doch nichts darf vereinfacht und über einen Leisten geschlagen werden. Von einer Persönlichkeitsschilderung zu abstrahieren, ist ebenso falsch, wie die Geschichtsschreibung aufs Biographische beschränken zu wollen. Am schönsten hat Golo Mann, einer der bedeutendsten modernen Historiker, die Gegensätze in den sich widerstreitenden Auffassungen geschildert, mit jener geistigen Überlegenheit, wie sie nur aus der Kenntnis der grossen Zusammenhänge fliesst:

«Unsere jungen Historiker sind gegen die Biographie: Überschätzung der Persönlichkeit und der blossen Ereignisse, Heldenverehrung, der falsche ‹grosse Mann› und so weiter. Die Strukturen müsse man erforschen, müsse Gesellschaftsgeschichte schreiben. Wer hätte etwas gegen Gesellschaftsgeschichte? Die Alternativen bestreite ich. Jede Biographie ist unvermeidlich auch ein Stück Gesellschaftsgeschichte, von einem persönlichen Zentrum aus gesehen. Wie könnte es anders sein? Wie anders wäre die Person zu erfassen, als inmitten ihrer Umwelt, der historischen Situation, mehr reagierend als agierend, viel mehr leidend als handelnd, gedrängt, gehetzt, gezwungen, momentweise obenauf oder scheinbar obenauf, immer scheiternd zuletzt?»

Golo Mann schrieb diese Sätze in einem Vorwort zu Otto Flakes «Ulrich von Hutten», einer grossen, eindrücklichen, tragenden Lebensbeschreibung des grossen Mannes, der für seinen Glauben kämpfte und starb. Derartige Biographien gibt es die Fülle auch aus der Feder

schweizerischer Historiker, sie waren zeitweilig in Mode, und ein Verzicht auf sie zugunsten einer sog. objektiven Historiographie wird nie möglich sein, wäre eine Verarmung. Oder sollten wir Bündner auf ein Werk wie jenes etwa von Alexander Pfister über Georg Jenatsch oder von Alfred Rufer über Johann Baptist v. Tscharner gerne verzichten?

Auch unser grosser Landsmann Prof. J. R. v. Salis geriet mit einzelnen seiner historischen Werke in Widerstreit zu den Anhängern der soziologischen Schule, die namentlich seiner «Weltgeschichte der neuesten Zeit» vorwarfen, sie sei methodisch veraltert, der Verfasser sei ein Nachzügler. Dazu hat sich Salis in seinen «Notizen eines Müssiggängers» geistvoll geäussert und die Einseitigkeit der neueren (wenn auch heute um einiges schon ausser Kurs geratenen) Schule dargelegt, wobei er amüsiert feststellt, dass der Neuauflage seines erstmals im Jahre 1955 erschienenen Hauptwerkes nun doch selbst von seiten der allerjüngsten Historikergeneration die Anerkennung zuteil geworden sei, die die Notwendigkeit einer «Geschichte in erzählender Form» bejahten (Notizen S. 408).

Wenn auch alles schwankend ist im Reich des Geistes, so bleibt es dabei, dass geschichtliche Darstellung in erzählender Form, wenngleich unter Einbezug aller Fakten, erfolgen muss, und Golo Mann sagt geradezu: «Geschichte ist Erzählung.» Einzig dass der Historiker nichts erfinden, nichts faktenwidriges konstruieren darf. Doch muss er Gegenständliches, Verständliches zur Darstellung bringen, sonst plaudert er ins Leere. Zu diesem Gegenständlichen aber zählt in erster Linie das Wirken von Persönlichkeiten, das neben allem andern aufgezeichnet werden muss.

*

Ich selbst wollte nie eine rein biographische Darstellung des 19. und 20. Jahrhunderts erarbeiten. Doch auf eine Schilderung des Wirkens von Persönlichkeiten, die an den Geschehnissen der letzten 200 Jahre der bündnerischen Vergangenheit massgebend beteiligt waren, zu verzichten oder diese Schilderung auch nur ins gedämpfte Licht der sog. Neutralität, d. h. der objektiven Nüchternheit zu rükken, hätte in meinen Augen inhaltlich und darstellerisch zu einem unverzeihlichen Akt geführt. Das hat mit Pietät und ähnlichen Rücksichtnahmen nicht das geringste zu tun. Doch den bedeutenden Männern, die gestaltend und formend im öffentlichen Leben Bündens in Erscheinung getreten sind, ihren Anteil an der Entwicklung nicht zuzuerkennen, hiesse das Geschichtsbild so sehr zu verfälschen, wie es im umgekehrten Fall geschieht, bei dem das Geschehen in der Vergangenheit zu einseitig auf die Kraft von Persönlichkeiten zurückgeführt werden will. Ob Persönlichkeiten originär wirkten oder in der Rolle eines Trägers, der von unsichtbaren Kräften geführt und zu seiner Rolle getrieben wurde, das lässt sich in den meisten Fällen überhaupt nicht ausmachen. Das Wirken von Persönlichkeiten ist indessen schon dann beachtlich, wenn diese Gestalten allein vom Schicksal auserwählt wurden, ihre Aufgabe in der Zeit zu erfüllen.

So musste für mich denn klar sein, dass eine moderne Geschichtsschreibung nicht davon absehen dürfe, den vergangenen Persönlichkeiten in der Darstellung jenen Rang zuzumessen, der ihrem einstigen Wirken zukam. Daraus muss jener Webteppich entstehen, der das Bild von einst in möglichst echten Farben wiedergibt. Unfassbare Entwicklungsströme, die geistigen Konturen, die Stimmungen von einst, die sozialen Gegebenheiten verweben und verbinden sich dann mit den menschlichen Regungen und werden in deren Wirken richtig erfassbar. Wenn eine übelwollende Kritikerin, die ganz der Schule der Annalisten verfallen ist, diese Art der Darstellungsweise als weit überholt auffasst, dann kann man dem künftigen Leser einer kommenden Geschichtsschreibung nach ihren Methoden nur tiefstes Mitleid bekunden, denn es wird ihm aus der Hand der modernen Aufklärer und Besserwisser eine Darstellung der Vergangenheit geboten werden, die so objektiv und ausgekocht ist, dass er mit ihr nichts anfangen kann. Eine Geschichte aber kann nur den Sinn haben, dass sie auch gelesen und genossen wird. Sachlichkeit in al-

len Ehren, doch darf sie nicht den gutwilligen Leser zur Verzweiflung treiben. Geschichte muss fesseln, mitreissen, nicht viel anders als ein gutes Theaterstück. Es wirkt ernüchternd, dass so viele Junge, übersättigt wie sie sind, für diese Geisteshaltung über kein Sensorium verfügen.

*

Jedenfalls, als ich im Jahre 1968 eine Geschichte des Kantons Graubünden in Angriff nahm, schrieb ich es mir hinter die Ohren, etwas Lesbares zu gestalten. Und zwar dies ungeachtet dessen, dass mir damals lediglich die Erarbeitung einer Rechts- und Verfassungsgeschichte vorschwebte. Ein derartiges Werk zu schaffen, hatte schon das Ziel des grossen Peter Conradin v. Planta gebildet, doch fehlten ihm die Grundlagen für die Realisierung seines Vorhabens. Erst seit es der unendlichen Geduld und der unermüdlichen Planung des früheren Staatsarchivars Rudolf Jenny gelungen war, das kantonale Staatsarchiv zu einem hervorragend tauglichen Instrumentarium der Forschung zu erschliessen, war das Feld vorhanden, um in ihm fruchtbringend arbeiten zu können. Indessen weist der Urkundenbestand bedauerliche Lücken auf. In früheren Zeiten waren die Politiker in starkem Mass von der Untugend beherrscht, Schriftstücke, die sie ausfertigten und sie betrafen, oder Akten, die ihnen zugingen, einfach bei sich zu behalten und sie privat zu archivieren. So verfügt das Staatsarchiv ungeachtet seines ausgezeichneten Aufbaues nur über einen rudimentären Bestand an Urkunden, die das staatspolitische Leben des Kantons widerspiegeln. Vieles lagert noch immer in Familien- und Privatarchiven. Wer also die Rechtsentwicklung des Kantons verfolgen will, ist zum Teil auf private Erhebungen angewiesen. Doch gerade dies bildet den Reiz der historischen Tätigkeit.

Diese Freude an der Rekonstruktion von nur schwer Rekonstruierbarem wird durch den Umstand erhöht, dass die kantonale Entwicklung des öffentlichen und des privaten Rechtes sich in merkwürdigen Windungen vollzog. Sie verlief nie geradlinig, sondern weitgehend improvisiert. Der ständige Kampf zwischen einem eigensinnigen Beharren des Stimmvolkes in alten Formen und den unentwegten Erneuerungsversuchen der verantwortlichen Politiker auf Anpassung des Rechtes an die sich wandelnden Bedürfnisse schlug sich z.T. nieder in untauglichen Reformversuchen, unerlässliche Fortschritte im öffentlichen Leben erzielen zu wollen, ohne das Alte preisgeben zu müssen. So kam es denn auch, dass Bünden nie eine Verfassung erhalten durfte, die seinen wahren, seinen inneren Neigungen Rechnung trug. Vielfach musste sich das Land mit Notbehelfen zufrieden geben, es hatte gewissermassen von der Hand in den Mund zu leben. Dies alles nachzuzeichnen, bildete für mich den Reiz meiner Wanderung in die Vergangenheit.

Eine derartige Wanderung aber muss nicht nur belehrend, sondern bekömmlich sein, sie muss Unterhaltung in gleicher Weise wie Belehrung bieten. Sie muss dem Leser wie auf einem Lehrpfad die Augen öffnen und das Herz weit machen. Man könne Geschichte im Grunde genommen nicht lesen, sondern müsse sie durch die Darstellung des Historikers so erleben, als sei man selbst Zeuge der damaligen Vorgänge gewesen, so, meinte Hilty, solle Geschichtsschreibung beschaffen sein. Für mich bestand indessen das Erschwernis darin, dass es nicht leicht fällt, nüchterne Vorgänge, wie sie die Rechtsentwicklung des Kantons darstellen, in dieser Weise möglichst prägnant nachzuzeichnen. Ich musste sie vielmehr mit allem übrigen Wandel in Verbindung bringen, denn tatsächlich stellt ja die Rechtsentwicklung nichts anderes als einen Teil der soziologisch-politischen Entfaltung des Landes dar. Also entschloss ich mich dazu, anstelle einer Rechts- und Verfassungsgeschichte eine allgemeine Landesgeschichte zu gestalten. Sie musste notwendigerweise alle wesentlichen Aspekte der Vergangenheit unseres Kantons erfassen, und die Rechtsentwicklung bildete nur noch einen Teil hievon, wenn auch einen wesentlichen.

Ob meinem Vorhaben Erfolg beschieden war, ob es «geglückt» ist, wird der Leser selbst zu entscheiden haben, und er wird diesen Entscheid nicht in erster Linie nach sog. sachli-

chen Gesichtspunkten treffen, wie z. B. darnach, wieviel Aufklärung über die Vorgänge von einst er empfangen habe, welche besonderen Hinweise auf Geschehnisse von damals ihm besonders wichtig seien usw. Sondern der Leser, soweit er durch ein eigenes historisches Studium nicht «verschult» ist, wird den Wert meiner Arbeit nach dem bemessen, ob und was an Interessantem, für ihn und die Gegenwart Wichtigem ihm aus dem Lesen meiner Arbeit aufgestiegen sei, namentlich auch, ob ihm das Werk interessante Lesestunden verschafft habe. Beim Lesen eines solchen Werkes handelt es sich wie mit einer andern geistigen Pflichtübung, z. B. der Teilnahme an einem Vortrag: entweder bietet ein solcher gegenständlich und darstellungsmässig Interessantes, oder aber dessen Anhören stellt eine reine Pflichtübung dar, der man sich unterzogen hat, ohne davon auch nur den geringsten Gewinn zu beziehen, ausser dass der Vortrag dem Zuhörer zu einem guten Schlaf verholfen hat.

*

Natürlich habe ich mich während des zurückliegenden Vierteljahrhunderts, dessen Freizeit fast vollständig der Geschichte gewidmet war, in den Stunden des Abmühens und der Verzagtheit oft gefragt, welchen Nutzen (nicht etwa Ertrag!) ich mit meinem Unterfangen wohl zu erzielen vermöge. Hat «Geschichte» denn überhaupt einen Sinn und wenn ja welchen? Ist Geschichtsschreibung als geistiges Unterfangen dazu berufen, unser Dasein irgendwie zu beeinflussen? Oder hat sie allein als Beitrag zur Forschung zu gelten, und verfolgt sie einen rein wissenschaftlichen Zweck?

Im Verlaufe meiner Arbeit habe ich mir die unschuldige Bemerkung gestattet, Geschichtsschreibung ohne pädagogische Absicht bilde reines Spiel. Das ist von einem Kritiker recht übel vermerkt worden. Doch welche pädagogische Absicht schwang denn bei meinen Schilderungen mit? Wenn ich rückblickend mir darüber Rechenschaft geben soll, so waren es die zahlreichen Sorgen um die gesellschaftliche und politische Gegenwart, die alle meine Betrachtungen beeinflussten. Ich gab mir nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges Rechenschaft darüber, dass die Menschheit eine politische Katastrophe apokalyptischen Ausmasses bestanden hatte, die ihr Aussehen grundlegend verändern werde. Sturmwogen der Grausamkeit, des Schreckens und der Niedertracht hatten Europa während fast fünf Jahren verwüstet, und auf der Walstatt waren Abermillionen von Unschuldigen, Hingemordeten, Vergasten, Verscharrter geblieben. Erfahrungsgemäss pflegen derartige «Heimsuchungen» in der Seele der Völker Brandmale zurückzulassen. Wird die Menschheit, so sagte ich mir, den Weg zurück, zum Heil und zur Überwindung all dessen, was seine Kultur, seinen Geist und seine Seele verunstaltete, finden? Wird sie diesen Weg finden, ohne sich dessen zu erinnern, was ihren Untergang bewirkte? Wird auch unser eigenes Land, verschont von den letzten Grausamkeiten, an einer Neubesinnung teilhaben und einen Weg in eine neue Zukunft einschlagen?

Wenn Geschichtsschreibung von solchen Ängsten und Gedanken getragen und begleitet ist, dann wird sie sich ihnen nicht zu entziehen vermögen. Und da ich mitverfolgte, wie in den letzten 40 Jahren das ernste Bemühen der europäischen Staatsmänner darin bestand, gegen vielfältige Widerstände aus Europa einen Kontinent des Ausgleiches, des Friedens und der Sicherheit zu formen, dann trieb mich dies unwillkürlich zurück zu den bündnerischen und eidgenössischen Vorgängen vor 150 Jahren, die dazu führten, dass sich Bünden unter Überwindung aller Hemmnisse zur Aufgabe seiner Eigenexistenz und zum Anschluss an die Eidgenossenschaft entschliessen musste und dass dieser neuen Schweiz selbst die Aufgabe erwuchs, sich zu einer Einheit zu finden, jedoch zu einer vielgestaltigen Einheit, in der die Regionen ihre Aufgabe zu erfüllen haben unter Ablegung ihrer Egoismen. Europa wird den nämlichen Weg beschreiten müssen, wenn es Bestand haben und seinen Beitrag zur Rettung der ganzen Welt leisten will. Kantonale Geschichtsschreibung unter solchen Auspizien zu betreiben, bildete für mich ein beglückendes Erlebnis.

Meine Bemühungen waren aber gleichzeitig auch begleitet von einem tiefgreifenden Wandel aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Die einstige Atmosphäre der Ruhe, der Solidität und relativen Zufriedenheit, welche das Vorkriegsklima in der Schweiz beherrschte, ist abgelöst worden von einer Sturmwelle der Erfolgsjägerei, der materiellen Genusssucht, der Befreiung von allen Bindungen, der Auflösung der Familienbande, des individuellen Freiheitsstrebens auf Kosten der Volksgemeinschaft, und nur mit Mühe gelingt es, die politische Welt gegenüber allen Süchten einigermassen in Ordnung zu halten. Wir befinden uns im Umbruch, in einer gesellschaftlichen Umwälzung ungeahnten Ausmasses. Derartige Umwälzungen pflegen die Grundlagen, auf denen unser Dasein beruht, zu erschüttern, pflegen, indem sie alles Bisherige negieren oder in Frage stellen, vor Abgründe zu führen, die zu bewältigen uns alle Erfahrungen fehlen. Die früheren Generationen durften eine ruhige Entwicklung ihrer Lebensverhältnisse erfahren und konnten damit immer wieder an das Alte anknüpfen. Wir aber stehen vor Umwälzungen, die wir ohne die Möglichkeit, auf Früheres zurückgreifen zu können, irgendwie bestehen müssen. Fehlt uns hiefür die Erfahrung, so sind es die Instinkte, welche ihre Herrschaft antreten. Die Gegenwart ist gekennzeichnet durch eine Herrschaft der Instinkte, welche überall zutage treten, in der Politik so gut wie im gesellschaftlichen Umgang, im Wirtschaftsleben so prägnant wie im sportlichen. Die Instinkte des politischen Erfolgshaschens, der Geldgier, des Geniessens ohne jede Rücksichtnahme auf ein höheres Wohl sind wach und toben sich aus.

In solchen hektischen Perioden unseres Daseins hilft gegenüber den tobenden Emotionen nur ruhige Besinnung, sie allein bietet Gewähr dafür, dass Volk und Behörden nicht in Abgründe gleiten. Besinnung jedoch kann am besten aus den Erfahrungen der Vergangenheit erreicht werden. Erfahrung und Gewissen sind die Mächte, die den Einzelnen und das ganze Volk vor den Mächten der Instinkte beschützen können. Wo aber findet sich die Erfahrung am besten, am prägnantesten verankert? Doch wohl im Buch der Geschichte, das, breit aufgeschlagen, uns davon erzählt, wie Volk und Behörden es immer wieder verstanden haben, sich gegen die Mächte der Finsternis zu behaupten.

*

Ein Werk, wie das von mir erarbeitete, will aber, ich wiederhole das, kein «Handbuch» darstellen, das in trockenen wissenschaftlichen Ausführungen neue Erkenntnisse bringt. Derartige Handbücher sind gewiss nötig oder mindestens berechtigt, gehen jedoch zumeist an dem vorbei, was der Leser wünscht und erwartet. Ein Handbuch entkleidet die Vergangenheit ihres Reizes, den sie für den heute Lebenden unweigerlich besitzt, weil jedes Handbuch die Fakten der Vergangenheit mit wissenschaftlicher Akribie auf den reinen Gehalt reduziert. Vergangenheit ist indessen viel mehr, als dies aus den sog. Fakten, aus statistischen Tabellen, aus Lohnlisten usw. zum Ausdruck gelangt, Vergangenheit ist das bunte Gewebe all dessen, was einst war und was nicht mit dem Seziermesser aufgeschnitten werden kann, sondern was nachgebildet werden muss. Ob diese Nachbildung absolut stimmig ist, ob der Nachbildner einiges weggelassen oder gar zugefügt hat, so wie er dies aus dem Geist von einst als stimmig ansieht, das bringt seiner Darstellung keinen Abtrag. Massgebend ist einzig, ob der heutige Leser sich in der Vergangenheit so zurechtfindet, wie der moderne Mensch in seiner Gegenwart es tun muss. Auch die Gegenwart gibt uns manche Rätsel auf, über die wir den Kopf schütteln oder zu der wir uns kaum einen Vers machen können. So muss auch unsere Wanderung in die Vergangenheit beschaffen sein, als träten wir in ein Panoptikum, in welchem uns in einer grossen, bewegenden Schau Figuren und Formen, Ereignisse und Überraschungen begegnen, die uns zum freudvollen Aufruf bewegen: «Aha, so also war es», aus dem wir aber in die Gegenwart zurückkehren, deren Vorgänge uns daran erinnern: so sehr verschieden war das Einst von unserm Heute im Grunde genommen ja nicht, doch interessant genug, das Bild von einst mit dem, was die Gegenwart bietet, zu vergleichen.